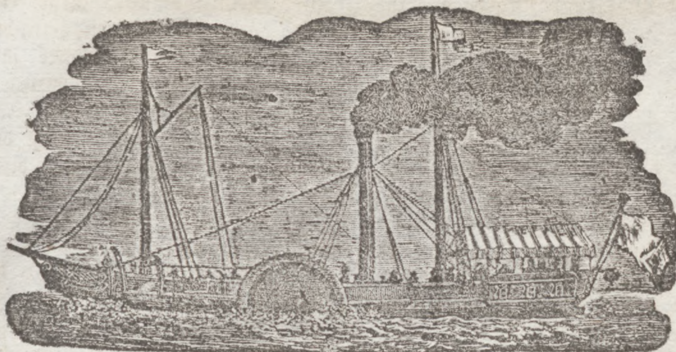
№ 67. Dienstag, am 7. Juni 1836.



Danziger Dampfboot

für

Geist, Humor, Satire, Poesie, Welt- und Volksleben, Korrespondenz, Kunst, Literatur und Theater.

Der Ring.

(Schluß.)

Der Ring zeigte, neben zwei kleinen Steinen, einen großen Brillant von reinstem Wasser in seiner Einfassung. Im letzten Jahre meiner Universitätszeit war ich bei einem Pfandleiher einlogirt gewesen, der namentlich mit den Musensöhnen hochadlichen Geschlechtes fleißig Geschäfte trieb. Da hatte man sich dann oft beim Versatz der Pretiosen meiner als Mittelperson bedient, und ich war auf diesem Wege ziemlich zur Sachkenntniß eines Juwelentaxators gelangt. Vermöge dieser Wissenschaft erkannte ich nun den gefundenen Solitär als einen Edelstein ersten Ranges, dessen Werth auf mindestens 300 Thaler zu veranschlagen war. Da konnte ich mich jetzt schnell meiner Wechselverpflichtung entledigen, wenn ich — allein: „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit!" rief ich mir beim Anhauch der Versuchung zu, und beschloß dabei, ungesäumt den Eigenthümer des Ringes zu ermitteln.

Nach der Stadt zurückgekehrt, besuchte ich ein Kaffeehaus. Eben brachte man das neuste Zeitungsblatt. Schon beim ersten Blick, den ich dem Blatte zuwendete, fand ich in demselben, mit großen Lettern einen Steckbrief, mit welchem man meinen freundlichen Findling verfolgte. Dem „ehrlichen Finder" wurde eine Belohnung von 100 Thalern, und „auf Verlangen" selbst der volle Werthbetrag des Ringes in baarem Gelde zugesichert. Auch ein Signalement war dieser Bekanntmachung beigefügt: der Name „Amalia" und die Jahreszahl „1784" sollten sich im Ringe gravirt zeigen. So war es denn auch. Es blieb nun meine Pflicht, mich als ehrlicher Finder mit dem Ringe in der Hand nach dem in der Anzeige genannten Gasthofe zu begeben. Zuvor eilte ich nach meinem Logis und befleißigte mich einer sorgfältigen Toilette. Warum und wozu?

das wußte ich mir selbst nicht zu beantworten. Indeß ließ sich als Veranlassung hierbei wohl die Erwartung: in der Person des Verlierers einen bedeutenden Mann anzutreffen, angeben. Daß diese Person dem männlichen Geschlechte angehören mußte, schloß ich schon aus dem Namen „Amalia." Gewiß, dachte ich mir, ist dieser Ring die Liebesgabe einer Dame aus dem vorigen Jahrhundert. Amalia Moor, oder wie sie sonst geheißen, hat im Jahre 1784 ihrem Erkorenen das goldene Reiflein mit den drei Werthsteinen als Zeichen einer zärtlichen Liebe und ewigen Treue gewidmet. Nun aber ruhet Amalia lange schon im stattlichen Familiengewölbe, während ihr treuer Karl noch auf der Erde wandelt und jetzt, ein würdiger Greis, den Verlust seines unschätzbaren Kleinodes beweinet. Daher denn auch die hohe Prämie für den Finder. Und ich war nun dieser glückliche Finder, mir war es vorbehalten, die Thränen des würdigen Greises zu trocknen, und die Prämie —? das war ein ganz fataler Umstand! Niemand konnte eben des Geldes bedürftiger sein, und dennoch sträubte sich mein Ehrgefühl bei dem Gedanken, aus der Hand eines fremden Mannes oder — bei etwa nicht eintreffender Bestätigung meiner Voraussetzung — wohl gar aus der schönen Hand einer Dame einen gemeinen Finderlohn zu nehmen.

So mit mir zu Rathe gehend, ohne zu einem Entschluß gelangen zu können, erreichte ich den Gasthof zur goldenen Hirschkuh. Triumphirend führte mich der Wirth, dem ich mich als ehrlicher Finder des verlorenen Kleinods präsentirte, in No. 1., das eigentliche Prunkzimmer des Gasthofes. Hier fand ich zuerst einen bejahrten Mann vor, den ich seiner Kleidung nach sogleich für das, was er war, für einen Dorfherrn, erkannte; ferner aber befand sich hier noch eine junge liebenswürdige Dame, die, mit sichtbar verweinten Augen und kummervollen Geberden, auf einem Sopha in halbruhender Stellung saß. Doch plötzlich erheiterten sich ihre Blicke und ein lauter Jubelruf rauschte über ihre Lippen. Zu diesem glücklichen Uebergange vom tiefen Seelenschmerz zur hohen Freude führte eine glänzende Kleinigkeit, nämlich der Ring, den ich, sorgsam in Papier gewickelt, aus einer Westentasche hervorzog. Eine Mutter, die ihr verlorenes Kind wiederfindet, kann schwerlich einen höhern Grad von Entzücken offenbaren, als Fräulein Amalia (wie sie wirklich hieß) mich zu erkennen gab. Das liebenswürdige, damals neunzehnjährige Kind entriß fast stürmisch den Ring meinen Händen, betrachtete ihn mit Blicken voll Liebesglut, und drückte ihn dann zärtlich an die Lippen, während Freudenthränen ihren schönen Augen entrollten. In jenem Moment erwachte in mir der Wunsch: Ach! wärest du doch dieser Ring; gehorsam, wie er, wolltest du dich den Liebkosungen unterwerfen! —

„Sie wissen nicht, mein geehrter Herr," nahm jetzt der Prämienbieter das Wort, „welche große Freude meine Nichte Ihnen zu danken hat. Dieser Ring ist ihr ein heiliges Kleinod, ein hohes Werthstück. Malchens Mutter schenkte diesen Ring am Tage ihrer Verlobung ihren künftigen Gatten. Der hat ihn dann stets getragen. Nach seinem Tode trug ihn wieder Malchens Mutter und übergab ihn auf ihrem Sterbebette der trauernden Tochter, mit der Anweisung, ihn für den dereinstigen Geliebten aufzubewahren."

Da war ich nun ohne meine Veranlassung mit der ganzen Biographie des Ringes vertraut geworden. Als der gesprächige Oheim der letzten Anordnung der geschiedenen Mutter gedachte, sah ich Malchen sanft erröthen. „Ein hohes Glück," erlaubte ich mir hier zu sagen, „erwartet den Mann, der aus des Fräuleins Händen diesen köstlichen Ring empfangen wird!" Malchen erröthete hoch, als ich diese Schmeichelworte sagte, und ich selbst muß gleich darauf nicht geringe Verlegenheit verrathen haben; wenigstens erschrak ich über meine eigenen Worte.

Jetzt aber trat ein neuer und noch bei weitem peinlicherer Akt der gegenseitigen Verlegenheit ein: er betraf den verheißenen Finderlohn. — Auf Befragen des alten Herrn hatte ich denselben mit meinem Kandidatenstande bekannt gemacht, ohne dabei unnöthiger Weise gleichzeitig auch meinen Namen zu proklamiren. Nun aber war meine Kleidung elegant, ich also vor den Augen des alten Herrn wahrscheinlich ein reicher Kandidat, ein Dreißigtausendthalerjüngling, wie ich es vor acht Tagen auch noch allen vorhandenen Ueberzeugungen nach gewesen war. Da wurden denn Oheim und Nichte von der Frage gequält: ob man mir ein- bis dreihundert Thaler Finderlohn zu verabreichen habe, oder ob ein solches Ansinnen mich beleidigen würde? Ich meinerseits fühlte mich nicht weniger von peinlichem Gefühle bedrängt. Bei jeder neuen Gesprächswende

fürchtete ich die Hundertthalergeschichte hervortreten zu sehen.

Malchens Oheim fand endlich ein Aushelfmittel, das wenigstens die Sache noch etwas verschob. Er ließ nämlich ein Frühstück auftragen, bei dem der Champagner die Hauptrolle spielte. Seine geistbelebende Wirkung zeigte sich bei dem Oheime bald in voller Kraft; die Worte flossen ihm, wenn auch eben nicht wie Honig, so doch wie Wasser von den Lippen. „Eine fatale Angelegenheit,“ erzählte er, „hat mich nach der Stadt geführt. Als Malchens Oheim und Vormund ist es doppelt meine Pflicht, für ihr Bestes nach allen Kräften zu sorgen. Nun vernehmen Sie einmal, mein junger Freund, wie Glück und Mißgeschick nahe aneinander grenzen. Malchens Vater mußte als Jüngling eines unglücklichen Duells wegen seine Heimat verlassen. Unter falschem Namen kam er vor etwa zwanzig Jahren nach Moskau, wo ich damals als eingewanderter Fabrikherr lebte. In meinem Hause lernte er Malchens Mutter, meine Schwester, kennen und lieben, und darüber auch sein Vaterland vergessen. Er starb, meine gute Schwester starb, und in mir erwachte endlich das Verlangen, meine letzten Tage in meinem lieben Vaterlande zu verleben. Nachdem ich all mein bewegliches und niet- und nagelfestes Gut in Wechsel und Staatspapiere umgetauscht hatte, trat ich die Herreise an; Malchen war dabei meine Begleiterin. Nach meiner häuslichen Einrichtung auf einem käuflich erstandenen Landsitze, stellte ich Erkundigungen nach Malchens Familie von väterlicher Seite an. Mir wurde die Nachricht, der ganze Stamm sei ausgestorben. Erst vor kaum vierzehn Tagen mußte ich in Erfahrung bringen, daß ein leiblicher Bruder von Malchens Vater hier in M—g lebe. Wir machen uns ohne Säumen auf den Weg, erkundigen uns nach dem Wohnhause des Ermittelten, und — werden nach dem Kirchhofe hingewiesen. Er, den wir suchten, war wenige Tage vorher beerdigt worden, hatte aber — merken Sie auf! nun kommt das Kritische von der Sache — 30,000 Thaler in klingendem Gelde hinterlassen. Nach allen Paragraphen des römischen und deutschen Erbrechtes ist nun meine Nichte die legitime Erbin dieses hinterlassenen Kapitals. Allein das Gericht hat dabei voreiliger Weise einen Bomber geschossen, hat einen Stiefschwestersohn des Erblassers sich aufgesucht und sogar denselben schon zum Erbschaftsantritt aufgefordert. Aber da bin ich jetzt bereits mit Protest hervorgetreten. Werde den Herren schon ein X für ein U zu machen wissen! Nichts da von Stiefschwester! Malchens Vater war der rechte Bruder des Erblassers. Kain und Abel waren nicht rechtmäßigere Brüder. Ueberdies soll der Herr Stiefschwestersohn ein Sausewind und Taugenichts erster Klasse sein.“ — —

„Da hat man ihn bei Ihnen gröblich verleumdet,“ entgegnete ich in etwas gereiztem Tone.

„Kennen Sie denn den jungen Mann?“ fragte hierauf der eifrige Onkel-Vormund.

„Ich bin es selbst,“ lautete meine Antwort.

Onkelchens buschige Augenbraunen wölbten sich hoch zur Stirne empor; überhaupt wurde die Verlegenheit der drei Personen, zu welchen ich gehörte, erst jetzt recht groß und anhaltend. Endlich führte ein schöner Vergleich die Aussöhnung herbei. Ich erhielt dabei einen reichen Finderlohn.

Zum Schluß noch Einiges von dem Brillantringe: Derselbe ist mir von allen meinen tragbaren und nicht tragbaren Gütern das unveräußerlichste Werthstück. Ich betrachte ihn als den Stifter meines hohen Lebensglückes. Wie gut war es, daß Malchen diesen schönen Ring einst auf der Promenade verloren. Seitdem ihn meine Frau mir bei unserm Verlobungsfeste geschenkt, bewahre ich ihn als ein Kleinod aller Kleinode.

W. Schumacher.

Holländische Zustände.

In London ist jetzt unter dem Titel „My Note Book“ ein Buch von J. Macgregor erschienen, welches die Gebräuche, Tugenden und üble Gewohnheiten der Holländer auf eine eben so ausführliche als interessante Weise schildert. Ueber die weise Sparsamkeit dieses Volkes berichtet der Verfasser Folgendes.

In den Häusern der Holländer finden sich alle Elemente, die zu den Annehmlichkeiten und zur Eleganz des Lebens gehören. Ihr größter Luxus besteht in den Gemäldesammlungen, die in manchen Privathäusern eben so reich als werthvoll sind. Eigene Equipagen trifft man nur sehr selten. In ganz Amsterdam oder Rotterdam

giebt es wohl nicht eine einzige Familie, die eigene Pferde und Wagen besäße und auch im Haag finden sich nur wenige Häuser der Art. Am letztern Orte ist aber die Zahl der Miethkutscher und Hauderer desto größer. Unter allen Klassen der Bevölkerung von Holland scheint sich von Generation zu Generation der Grundsatz vererbt zu haben, ihre Ausgaben regelmäßig im Verhältniß zu ihrer Einnahme zu beschränken oder zu erweitern, gleichviel ob letztere auch noch so mäßig und spärlich ist. Wer dem Kaufmannstande angehört oder überhaupt sich mit Handel und Wandel beschäftigt, macht sich die bittersten Vorwürfe, wenn ein Jahr vorbei ist, ohne daß sein Kapital sich vermehrt hätte; daher auch der Wohlstand Hollands, und die Seltenheit von Banquerotten in jenem Lande. —

Weniger freundlich ist nachstehende Schilderung von der Begräbnißlust der Holländer.

In Amsterdam so wie in andern großen Städten ist bei der Beerdigung schon lange alles Gepränge und äußerer Pomp abgekommen. Der sogenannte Anspraker, eine Personnage, der man fast an jeder Straßenecke begegnet, und die vom Kopf bis zum Fuß ganz schwarz gekleidet, mit einem langen Trauerflor um den dreieckigen Hut, so düster wie der Todtenvogel selber aussieht, zieht bei einem Todesfalle von Haus zu Haus, um Verwandten und Bekannten die Trauerbotschaft zu bringen. — Bei den untern Klassen in den Städten und auf dem platten Lande ist es Sitte, daß Alle, die den Verstorbenen gekannt, oder auch nur einmal in ihrem Leben gesehen haben, der Leiche bis auf den Friedhof folgen; hernach kehren sie dann in das Sterbehaus zurück, um der trauernden Wittwe zu condoliren, welche ihrerseits den Visiten Liqueur oder Branntwein vorsetzen muß. Jedem der Anwesenden werden dann drei oder vier Gläser offerirt, worauf sie sich in corpore entfernen, mit Ausnahme jedoch der nächsten Verwandten und Freunde, die noch zu einem Schmause im Sterbehause zurückbleiben. Bei dieser Festivität führt der nächste Verwandte den Vorsitz und manches Glas wird dann geleert auf den „Frieden seiner Asche“ oder auf „glückliches Wiedersehen“ und auf „die Linderung des Schmerzes der Hinterbliebenen,“ bis alles Herzeleid in den Spirituosis sich aufgelöst hat. Verfehlen diese ihre Wirkungen nicht, — was wohl nur selten geschehen mag — so wird ein Gesang angestimmt, der zuerst feierlich, zuletzt in den ärgsten Spektakel übergeht, oder es wird Musik herbeigeholt, die Wittwe muß dann an der Hand des nächsten Anverwandten den Tanz eröffnen, und diese Szenen hören oft nicht eher auf, als bis der Morgen graut.

Räthsel.

Ich bin ein Kopf, ganz kriegerisch gesonnen,
Von Jugend auf war ich schon ein Soldat;
Wenn mich mein Regiment im Kampf verloren hat,
Hat viel der Feind schon von der Schlacht gewonnen!
Besonders stellt mein Kommandant mich an
Den Uebergang zu hindern Roß und Mann.

S—l.

Herausgeber und Redakteur: Wilhelm Schumacher. Gedruckt bei Louis Bozon.